

SIMONE  
BUCHHOLZ

EIS  
NATTERN

KRIMINALROMAN



suhrkamp taschenbuch 5558



SIMONE  
BUCHHOLZ

*Eis*  
**NÄTTERN**

Kriminalroman

Suhrkamp

Der vorliegende Text ist eine von der Autorin überarbeitete Version des 2012 bei Droemer/Knaur, München, erschienenen gleichnamigen Titels.

Erste Auflage 2026

suhrkamp taschenbuch 5558

Revidierte Neuausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlagfoto: Achim Mulhaupt

Umschlaggestaltung: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-518-47558-4

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

*Eis*  
**NATTERN**

*für Rocco*

*Wenn du mich küsst, dann ist die Welt  
ein bisschen weniger scheiße.*

Kraftklub



## DER BODEN IST VOLLER FALLTÜREN

Zwei Männer, in rotes Licht getaucht. Sie sitzen sich an einem quadratischen Tisch gegenüber, in einem rechteckigen Restaurant unweit der Reeperbahn.

Der eine Mann ist vielleicht Ende fünfzig, er ist klein, seine dunklen, kurzen Haare sind akkurat geschnitten und glatt nach hinten gekämmt. Er trägt einen schwarzen Mantel über einem hellen Anzug und schwarze Lederhandschuhe über unruhigen Händen.

Der andere ist groß und breitschultrig, seine hellbraunen Locken fallen ihm bis über die Ohren. Er trägt eine dicke Lederjacke und dunkle Jeans. Er ist noch jung, vielleicht ein Sportstudent.

Der Laden ist offiziell ein italienisches Restaurant, aber alle bis auf die Touristen wissen, dass die Chefs Albaner sind. Die Wände sind rot gestrichen, die wenigen Lampenschirme sind auch rot. Abends, wenn auf allen Tischen Kerzen brennen, ist das Licht weich und smart, dann glitzern die an der hinteren Wand aufgereihten Spirituosenflaschen wie Perlenketten.

Jetzt, am Tag und ohne die Kerzen, wirkt alles zu rot. Die Flaschen sind zum Zerspringen gespannt, die Stimmung geht Richtung Vorhölle. Der abgetretene Dielenboden stöhnt unter jedem Schritt. Es wäre nicht verwunderlich, wenn er voller Falltüren wäre.

Vor den Fenstern schneit es still, der Schnee hat Sankt Pauli zugedeckt. Zwischen den beiden Männern liegt das, was man ein unbehagliches Schweigen nennt.

Nach einer ganzen Weile sagt der mit den kurzen, dunklen Haaren: »Du weißt, was mit Männern passiert, die mich verschen wollen?«

## DIE SPAZIERGÄNGERIN VON SANKT PAULI

Wenn man allein ist und es gibt nichts zu tun, hat man im Grunde nur zwei Möglichkeiten – aus dem Fenster starren oder in die eigenen Abgründe. Beides möchte ich lieber nicht, also gehe ich spazieren, Spaziergänge sind eine gute Alternative zu Arbeit, wenn man nicht morgens um zehn schon das Trinken anfangen will.

Sie haben mich gezwungen, Urlaub zu nehmen. Sie haben gesagt, dass ich als Staatsanwältin ja schließlich Beamtin bin und dass Beamte ihren Urlaub nicht einfach ausfallen lassen können.

Wenn das alle machen würden.

Dann hätten eben alle weniger Urlaub, habe ich gesagt. Da hat die Frau aus der Personalabteilung mich gefragt, ob ich keine Hobbys hab. Nein, hab ich gesagt, Hobbys sind was für Leute, die ihre Zeit mit Belanglosigkeiten und Kapitalismus zukleistern, weil sie nicht wahrhaben wollen, dass jeder von uns nur dieses eine Leben hat und schon morgen tot sein könnte. Die Frau aus der Personalabteilung hat sich geräuspert, dann hat sie aufgelegt. Wäre sie noch einen Moment länger in der Leitung geblieben, hätte ich ihr erzählt, dass ich gern zum Fußball gehe, der Fußball nur leider gerade Winterpause hat. Doch das wollte sie offensichtlich nicht hören, die Frau aus der Personalabteilung.

Also hab ich mein Büro in der Staatsanwaltschaft abgeschlossen und den Weg durch den Park genommen. Es ist zehn Uhr, bis Silvester liegen noch elf Urlaubstage vor mir, die ich mit Anstand verwalten muss, und dann angeblich den

»Resturlaub« bis Ende März, aber darüber reden wir dann, das mach ich einfach nicht, die kann sich mal gehackt legen in ihrer Personalabteilung.

Auf dem Heiligengeistfeld bläst ein kalter Wind aus Nordost, der auf dem großen Asphalthandtuch viel Platz zum Tanzen hat. Ist ja ein ziemliches Wunder, so ein freier Platz mitten in der städtischen Wohnungsnot. Keine Ahnung, warum Hamburg sich das leistet, warum sie da nicht auch endlich mal ein paar Bürotürme oder teure Eigentumswohnungen draufstellen, machen sie ja sonst überall, wo nur ein bisschen Platz ist, aber das Heiligengeistfeld fassen sie nicht an. Als wäre im Rathaus eine Art kollektives Sentiment für den alten Betonplatz. Eine alle Regierungen überlebende zarte Melancholie, die das riesige schiefe Rechteck beschützt, das aus jeder Stimmung in Sekundenschnelle Sehnsucht oder eine Depression machen kann, je nach Tagesform. Außerdem braucht die Stadtgesellschaft den Ort für den Rummel, der hier dreimal im Jahr drei Wochen lang tobt, auch das ja letztlich nur eine Ablenkung vom sicheren Tod, das kann man den Leuten natürlich nicht nehmen, sonst fangen sie noch an, nachzudenken und dann – Gott bewahre.

Ansonsten ist auf dem Heiligengeistfeld nur ein klein bisschen was los, da kommt höchstens mal ein Zirkus, oder irgendein Telefonkonzern oder eine Supermarktkette stellen ein Belustigungszelt auf. Oder es ist Fußballweltmeisterschaft oder Europameisterschaft, dann werden natürlich sofort gigantische Leinwände für alle aufgezogen, und es wird getrunken und gebrüllt und gepinkelt.

Ich halte mich vom Heiligengeistfeld fern, wenn es voll ist, ich mag es lieber so, wie es jetzt ist: leer und frei.

Der Wind wirbelt kleine Wolken aus feinem Schnee auf, die in Richtung Millerntorstadion huschen. Da steht die alte

Gegengerade, das wackelige Gerüst. Von der Rückseite aus betrachtet sieht das Ding aus wie ein rostiges Provisorium. Kann man sich gar nicht vorstellen, dass da fünftausend Leute auf und ab springen können, ohne dass es auf der Stelle zusammenbricht.

Linker Hand, genau zwischen mir und dem Stadion, versucht ein Mann, sich auf einem der übers ganze Heiligengeistfeld verteilten Stromkästen eine Zigarette zu drehen. Er sieht aus wie ein aus der Zeit gefallener Seemann – blaue Wollmütze, kariertes Flanellhemd, dunkelblaue Marinejacke, zerknülltes Gesicht.

Klappt nicht so gut mit der Zigarette, es ist zu windig. Er packt seinen Krempel zusammen, läuft zum nächsten Stromkasten und versucht es da nochmal, doch: wieder nichts. Seine Laune, die von Haus aus wahrscheinlich nicht die beste ist, scheint langsam zu kippen.

Ich lasse mich vom Wind ein bisschen in seine Richtung treiben, bleibe vor ihm stehen und biete ihm eine von meinen Luckies an.

Er schüttelt den Kopf.

»Aber kurz mal Schutz geben wäre gut.«

Seine Stimme klingt wie ein altes Stück grobkörniges Sandpapier.

»Schutz geht immer«, sage ich, stelle mich mit dem Rücken zum Wind neben den Stromkasten und öffne meinen Mantel. Der Seemann dreht sich im Nullkommanichts eine astreine Zigarette. Er steckt sie sich in den Mundwinkel, tippt mit dem rechten Zeigefinger an seine Wollmütze und geht. Als er auf Höhe des alten Hochbunkers ist, holt er ein Sturmfeuerzeug aus seiner Jackentasche und zündet sich die Zigarette an. Ihr Qualm vermischt sich mit der dünnen Sonne, dem dicken Wind und dem wirbelnden Schnee in der Luft.

Ich atme tief ein. Es ist kälter geworden in den letzten Tagen, eine trockene Kälte, es kommt ein Wetter aus Osteuropa zu uns gekrochen, nachts schneit es manchmal, aber nicht viel, der Wind treibt nur alle paar Stunden einen offenen Sack voller Flocken vor sich her. Auf den Dächern der bombenlöchrigen, zahnلückigen Häuserreihe in der Feldstraße liegt ebenso zahnلückiger Zuckerguss, auf den Straßen und Gehsteigen tut sich der Schnee tagsüber zu kleinen Häufchen zusammen, und am Abend zieht er sich dann in die Ecken zurück.

Irgendwer hat hier und da einen Eimer Sand oder Rollsplitt ausgeschüttet, aber meistens genau da, wo es eisfrei ist. Die Hamburger sind ja eigentlich professionelle Pragmatiker und können üblicherweise mit den meisten Herausforderungen schnell und gut umgehen, nur beim Anblick von Schnee scheinen sie Angst zu kriegen und agieren komplett amateurhaft.

Ich überquere die Straße und biege ins Karo Viertel ein, zwischen den Häusern lässt der Wind nach. Meine Schultern und mein Nacken entspannen sich, es ist, als wäre ich in eine kleine Extrawelt geworfen worden, ein parallel existierendes Stück Stadt, das auf einer verlangsamten Spur neben dem ganzen Rest fährt. So ist das hier. Das Karo Viertel unterscheidet sich optisch gar nicht großartig von anderen Straßenzügen auf Sankt Pauli – Jugendstilhäuser, zugestückelte Bombenlöcher, Kneipen, Cafés, ein paar schicke Läden und ein paar weniger schicke, man kann Klamotten kaufen und Platten, Schuhe und Geschenke, Kaffee und Kakao, in alt und in neu. Es sind eher die Kleinigkeiten, die den Stadtteil ausmachen, und das Kleine. Dass es ein abgeschlossenes Viertel ist, ein eigener, urbaner Organismus, nur fünf oder sechs Straßenzüge mit einer Hauptstraße, da ist alles

dicht an dicht, da gibt es im Erdgeschoss keinen Meter, der nicht auch ein Schaufenster für irgendwas wäre, und im Souterrain nochmal genau das Gleiche. In den drei wichtigsten Querstraßen wird auch noch geistig gearbeitet, in linksradikalischen Büros und ein paar aufgeregten Werbeagenturen. Und jede Bar, liegt sie auch noch so mittendrin, tut, als wäre sie eine bedeutende Eckkneipe an einem wichtigen Platz. Der Stadtteil hat sich irgendwie selbst lieb.

Zu guter Letzt muss man das Karoquartier fast überhaupt nicht verlassen, wenn man hier wohnt. Das Einzige, was fehlt, ist ein Drogeriemarkt. Aber sonst ist alles da.

Und dann noch das Licht, das sie hier machen, wärmer und altmodischer als anderswo. Sie verwenden vielleicht heimlich spezielle Glühbirnen, aus Paris oder Marseille importiert.

Für eine von allem genervte Spaziergängerin wie mich hat das Viertel in diesen Tagen noch einen Vorteil: Weihnachten findet so gut wie nicht statt.

Denn das heilige Unbehagen sticht überall in der Stadt unter meiner Haut, vor allem im Nacken, es sitzt da wie eine dünne Schicht zersplitterter Lichterketten, und ich spüre es durchgehend, egal, in welche Richtung ich mich bewege. Überall glitzernde Zweige, rührselige Gesichter und zu viel Lametta, als hätte sich ein Haufen Engel abgesprochen: »Die kriegen wir.«

Aber jetzt bin ich schon eine Weile in den bunten Straßen hier unterwegs und hab noch keinen einzigen Stern, keinen Tannenbaum, kein Rentier und keinen Nikolaus gesehen, nicht eine kleine Christbaumkugel, niemand scheint sich großartig für das Thema zu interessieren. Untermauert natürlich meine Theorie vom Paralleluniversum Karolinenviertel.

Auf der anderen Seite des Heiligengeistfelds, in meinem Teil der Stadt also, haben alle einen totalen Weihnachtsknall. In jedem Fenster hängt irgendwas, das blinken kann, oder ein grinsender Weihnachtsmann oder ein winkender Weihnachtsmann oder ein trauriger Weihnachtsmann. Oder eine Gebirgslandschaft aus Kunstschnee, während der Himmel zur Zeit jede Nacht Bilder aus echtem Schnee malt.

Ich setze mich auf eine mit bunten Fliesen beklebte Bank, zünde mir eine Zigarette an und genieße den Blick auf die kleine Brücke über den U-Bahn-Schienen. Große Brücken mag ich eigentlich lieber, aber ich bin gerade nicht in der Position, mich zu beschweren.

Ich hole mein Telefon raus und wähle Klatsches Nummer.

»Hey«, sagt er.

»Wo bist du?«, frage ich.

»Reeperbahn«, sagt er, »muss was besorgen.«

Heißt so viel wie: Geht dich nichts an.

Klatsche ist glücklich mit seiner Bar, er und Rocco machen sich auch wirklich gut als Gastronomen, der Laden ist jeden Abend rappellvoll, aber es hungern neuerdings immer öfter Typen da rum, die nicht in Ordnung sind, ich erkenne die, wenn ich sie sehe. Und ich sehe, dass sie was von Klatsche wollen. Mir ist nicht wohl bei der Sache, doch ich hab mir vorgenommen, nichts dazu zu sagen, weil ich weiß, dass Klatsche sich das erstens verbittet und zweitens von mir erwartet, ihm zu vertrauen.

Na ja, wird schon gut gehen.

Und mit den kleinen Kiezkneipen ist es wie mit den kleinen Brücken: Man muss sie nehmen, wie sie sind.

»Ich hab Urlaub«, sage ich.

»Geil, wir fahren weg.«

Klatsche will immer mit mir wegfahren, so wie wir im vor-

letzten Sommer weggefahren sind, nach Glasgow. Das war schon nicht schlecht, da hab ich gar nicht gemerkt, dass ich im Urlaub bin.

Ich ziehe an meiner Zigarette.

Vielleicht sollten wir wirklich abhauen. Ist ja nicht so, als hätte die Welt nur darauf gewartet, dass ich spazieren gehe. Also, ob ich das jetzt mache oder am Hafen eine Ratte ins Wasser fällt, das ist eigentlich egal.

»Können wir ja heute Abend mal drüber reden«, sage ich.

»Kommst du in die Blaue Nacht?«

Ich nicke und lege auf. Mir wird langsam kalt von dem ganzen Spazierengehen. Vielleicht drehe ich nochmal eine Runde durchs Portugiesenviertel, Carla besuchen. Ich hab sie seit Tagen nicht gesehen, weiß gar nicht, wie es ihr geht. Carla hat ihr Mobiltelefon abgeschafft, sie sagt, die Welt ist ihr zu digital geworden, sie sagt, sie ist ein analoger Mensch, und sie will das nicht mehr. Ich finde das nachvollziehbar, aber leichtsinnig. Sie hat ja in ihrem Café nicht mal einen Festnetzanschluss, kann also keine Hilfe holen, wenn was ist. Und es wär ja schon mal was. Ich sage ihr dauernd, dass das nicht klug ist, eine Frau in einem Laden ohne Telefon.

Sie hört nicht auf mich.

Sie hört ja nie auf irgendwen.

## EINEN PULS FINDEN

Zuerst sehe ich nur einen Mantel, dann nackte, schmutzige Füße.

Der Mann liegt zusammengekauert vor einer dicken Metalltür im Souterrain, wie ein Haufen Müll liegt er da, als wäre er einfach ausgekippt worden. Ich gehe ein paar Schritte die Treppe runter, setze mich auf die Stufen und ziehe vorsichtig den Mantel zur Seite. Sein Gesicht ist voller Patina, und es ist zerschlagen, überall Blut und Schwellungen. Ich suche nach seiner Hand, finde einen von der Straße geschundenen Klumpen und tatsächlich einen Puls. Der Mann lebt, zumindest ein bisschen. Ich traue mich nicht, ihn zu bewegen, wer weiß, wo er noch überall blutet.

Ich rufe die Kollegen vom Polizeikommissariat 16 an und sage, dass wir einen Krankenwagen brauchen.

## ICH MEINE ES ERNST

Sie bringen ihn in die Notaufnahme, haben sie gesagt, aber es hat sich angehört, als meinten sie die Leichenhalle. Ich bin noch eine Weile an den abgetretenen Treppenstufen stehen geblieben, hinter der dicken Tür geht's zu einem Second-Hand-Laden, Öffnungszeiten von vierzehn bis zwanzig Uhr, wenn der Besitzer kommt, wird er gar nicht merken, dass vor seinem Laden ein halbtoter Mensch gelegen hat. Er wird nur kurz überrascht sein, wenn die Polizei mit ihm reden will. Falls die Polizei mit ihm reden will. Im Moment wirken die Kollegen nicht so, als wäre das hier ein Fall, der Priorität hat. Ein Obdachloser liegt bewusstlos am Ende einer Treppe, ist ja nicht so, als wäre das besonders ungewöhnlich.

Aber es schwebte mehr als das übliche Grauen einer solchen Szene über der Treppe, ein kaum sichtbarer, böser Schatten. Und ich verstehe die nackten Füße nicht. Leute ohne Zuhause laufen bei dem Wetter doch nicht ohne Schuhe rum. Sie haben vielleicht kein Bett, und die meisten trinken auch zu viel, aber sie sind nicht doof.

Zwei Kripokollegen in weißen Overalls sperren die Treppe ab und suchen nach Hinweisen, nach ein paar Spuren, aber letztlich heben sie nur den ganzen Abfall auf, der die Stufen bedeckt, Zigarettenskippen, Glasscherben, Pappbecher. Gestatten, Polizei, wir kommen zum Saubermachen. Als sie anfangen, die Treppe zu putzen, mache ich mich auf den Weg zu Carla.

Ich laufe zurück zum Heiligengeistfeld, da ist der Wind wieder, er bläst ein paar einzelne Sonnenstrahlen durchs Bild, und meinen Kollegen Inceman.